

10 Wissen schaffen

Oder: vom Anspruch, gesellschaftlich wirksam zu sein

BARBARA LESJAK, CHRISTIAN NEUGEBAUER, KLAUS WEGLEITNER

ARBEITSTEILUNG UND BETEILIGUNG

Dass die Produktion bzw. Generierung von Wissen im Zentrum des wissenschaftlichen Tuns steht, scheint zunächst eine triviale Aussage zu sein. »Wissenschaft schafft Wissen; für sich, für und mit Gesellschaft.« Nicht trivial aber ist die Frage, wie das Wissen produziert wird und für wen. Die unterschiedlichen wissenschaftlichen Kulturen und Selbstverständnisse haben sich unter anderem entlang dieser Frage ausdifferenziert. Das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft, ihre wechselseitige Durchdringung sind einem permanenten Transformationsprozess unterworfen. In der Spätmoderne rückt die Wechselbeziehung zwischen komplexen, sozial ausdifferenzierten Gesellschaften und vielfältigen, parallel bestehenden spezialisierten Wissenskulturen (oder: »Wissenschaffenskulturen«) in den Mittelpunkt.

Die Wissenschaften haben auf die zunehmende Ausdifferenzierung der Gesellschaften reagiert, indem sie sich als Disziplinen organisierten, sich spezialisierten und ihre »Arbeitsteilung« verfestigten. Wissenschaften werden als Wissensproduzenten und die unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereiche entweder als Forschungsfelder oder als Anwendungskontexte begriffen. Wissenschaftliche Wissensbeständen konnten in den letzten 150 Jahren potenziert werden, die damit eingeleiteten Entwicklungen stellen in vielen Lebensbereichen eine große Erfolgsgeschichte dar. Dies hat auch mehrere Kehrseiten: Erstens stellen die Fragmentierung des Wissenschaftssystems und damit des Wissens gesellschaftsrelevante Forschung vor die Herausforderung, spezialisierte Wissensbestände zu integrieren. Zweitens lassen sich viele gesellschaftliche Problemfelder nicht mehr über die einseitige Umsetzung oder Anwendung von wissenschaftlich ge-

neriertem Wissen bearbeiten. Es ist vielmehr ein Forschungszugang erforderlich, der die bestehenden Wechselbeziehungen von Wissenschaft und Gesellschaft als konstituierende Elemente von Wissensgenerierung mitdenkt, mitsteuert und im Prozess organisiert, im Sinne einer Wissenschaft, die Wissen mit und für Gesellschaft schafft.

Beteiligungsorientierte, transdisziplinäre Forschungs- und Entwicklungsprozesse stehen in besonderer Weise für diese Form der Wissenschaftskultur. Was sind die wichtigsten Dimensionen der Wissensgenerierung in transdisziplinären Forschungsprozessen?

CHARAKTERISTIKA UND ZIELE TRANSDISZIPLINÄRER WISSENSGENERIERUNG

Transdisziplinäre Wissenschaft ist vom Anspruch getragen, den Forschungsprozess so zu gestalten, dass es gelingt, in gesellschaftliche Systeme zu intervenieren. Transdisziplinäre Forschung will Reflexion und Wissenstransfer anbieten und so die Eigenentwicklung der beteiligten sozialen Systeme und deren AkteurInnen anregen. Kontextbezogen soll lokal anschlussfähiges Wissen im Dialog mit den Stakeholdern/PraxispartnerInnen generiert werden (Willke 2011: 48ff.). Wissen wird über die Rückkopplung von Datenmaterial oder über Impulse von ExpertInnen eingebracht, um trotz erforderlicher Eigenentwicklung zu verhindern, dass das Rad immer neu erfunden werden muss. Im Austausch mit den Stakeholdern/lokalen Akteuren/PraxispartnerInnen soll anschlussfähiges Wissen erzeugt werden, um neue Handlungs- und Entscheidungsoptionen in den jeweiligen gesellschaftlichen Bereichen oder sozialen Systemen sichtbar zu machen.

Auf Augenhöhe

Aus diesen Ansprüchen folgt, dass die Forschungsagenda nicht aus einem wissenschaftlichen Fachdiskurs heraus generiert werden kann, sondern nur aus der jeweiligen gesellschaftlichen Praxis selbst. Dieser unmittelbare Praxisbezug hat für den Prozess der Wissensgenerierung weitreichende Konsequenzen. Die Wissenschaft und die involvierten gesellschaftlichen AkteurInnen müssen ihre Deutungen, was den anstehenden Forschungs- und Entwicklungsbedarf und die angestrebten (wissenschaftlichen) Ergebnisse betrifft, aufeinander beziehen. Dass dies auf gleicher Augenhöhe gelingen kann, ist eine zentrale Herausforderung

und wichtige Voraussetzung für die Organisation partizipativer Wissensgenerierung.

Transdisziplinäre Forschungsprozesse sind demnach durch einen fortwährenden Aushandlungsprozess (Sandner 1990; Evers 1998) zwischen den beteiligten PartnerInnen charakterisiert. Am Beginn steht ein identifiziertes gesellschaftliches Problem, welches von WissenschaftlerInnen und PraxispartnerInnen im Kontext eines Forschungsprozesses bearbeitet werden soll.

Die Verständigung auf eine gemeinsame inhaltliche Zielsetzung, auf einen methodischen Zugang, also auf einen bestimmten Projektprozess, dient zunächst der Reduktion von Komplexität, um eine Fragestellung, ein Problem bearbeitbar zu machen. Im Forschungsprozess generiertes Wissen entfaltet jedoch erst dann seine praxisrelevante, gesellschaftliche Wirkung, wenn es gelingt, die Komplexität des jeweiligen Problems über die Gestaltung der Projektbeteiligung und über die Erhebungs- und Interventionsdesigns angemessen aufzunehmen. Systemtheoretisch betrachtet lässt sich »Komplexität [...] nur mit Komplexität beantworten« (Baecker 1999: 27f.), wenn die Selbstentwicklung der Akteure, der Organisationen und der sozialen Systeme durch transdisziplinäre Forschung mitintendiert ist.

Erst aus der konkreten Problembearbeitung heraus wird deutlich, wer die – auf gesellschaftlich ganz unterschiedlichen Ebenen angesiedelten – beteiligten AkteurInnen sind. Über den gemeinsamen Projektprozess werden zunächst, zumindest idealtypisch, Hierarchien, bestehende Formationen, Eigeninteressen und bestehende Verantwortlichkeiten aufgelöst, um über das gemeinsame Projekt die dem jeweiligen Problem angemessenen Beteiligungen und Inhalte, beispielsweise in Form eines passenden Projektdesigns, abzubilden (als Beispiele: Grossmann/Prammer/Neugebauer 2011a, 2011b). Dieser Prozess ermöglicht die Herausarbeitung eines gemeinsamen Problemverständnisses – die Entwicklung einer gemeinsamen Problembearbeitungskultur. In der Ausarbeitung der Problembewältigungsstrategien gilt es wiederum zu klären, über welche der beteiligten Systeme, Zuständigkeiten und/oder Verantwortlichkeiten die Lösungen bearbeitet und implementiert werden sollen.

Permanente Prozesse

In Aushandlungsprozessen werden durch wechselseitigen Informationsaustausch Lernprozesse angestoßen, die die Beteiligten dazu anregen, ihre Interessen, Forschungsziele und Lösungspotentiale in einem gemeinsamen Kontext neu zu definieren (Evers 1998: 195). Dies fördert die Transparenz in Bezug auf unterschiedliche Vorstellungen, Herangehensweisen und disziplinäre Logiken der

beteiligten PartnerInnen. Im besten Fall erwächst daraus ein gemeinsam getragenes Bild von den Zielsetzungen, vom Projektdesign, von den Entwicklungsschritten, von den Veränderungsmaßnahmen oder Verbreitungsstrategien.

Die Anerkennung der Expertise der PraxispartnerInnen fördert den Wissenstransfer aus der Praxis in das Wissenschaftssystem und führt im Aushandlungsprozess zu einer Diversifizierung jener Orte, an denen Wissen geschaffen wird (werden kann). Das Schaffen von Wissen ist damit nicht mehr nur rein auf einen universitären Raum begrenzt, sondern eröffnet einen breiter gefassten Raum, der nunmehr sowohl die Perspektive der PraxispartnerInnen als auch weiterer gesellschaftlicher Akteure mit einschließt.

Daraus ergeben sich für den transdisziplinären Forschungsprozess zwei zentrale Handlungsanleitungen:

- a. Auf die frühzeitige und angemessene Integration von PraktikerInnen, Betroffenen, StakeholderInnen etc. bereits in der Entwicklung der Forschungsfragen und im Projektdesign ist zu achten (vgl. Kap. 1). Die Beteiligung im Prozess der Wissensgenerierung sollte die Akteurskonstellationen des Problemzusammenhangs abbilden. Es ist von zentraler Bedeutung, die Perspektiven der Problembetroffenen zu integrieren.
- b. »Wissen schaffen« stellt nicht einen Forschungsprozessabschnitt am Ende eines Projektzyklus dar, sondern ist als ein fortlaufender Ausarbeitungs- und Lernprozess von Projektbeginn an zu verstehen, der selbst organisiert und gesteuert werden muss. Die Organisation von Wissensgenerierung stellt somit eine konstituierende Dimension des gesamten Projektprozesses dar und ist zu jedem Zeitpunkt auch Ergebnis desselben.

Erhöhung von Problemlösungskompetenz

Die Projektbeteiligten/PraxispartnerInnen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen sind die RepräsentantInnen der Gesellschaft, die an den Forschungsprozessen teilnehmen, sie bewerten und daraus die Konsequenzen ziehen. Die Organisation eines kollektiven Wissensgenerierungsprozesses zielt damit auch darauf ab, die Problemlösungskompetenz der PraxispartnerInnen/Projektbeteiligten zu erhöhen. Sie sollen befähigt werden, für ihre spezifischen Problemlagen wirksame und nachhaltige Lösungswege zu finden, mit neuen Lösungsansätzen zu experimentieren und selbstorganisiert strukturelle und soziale Veränderungsprozesse zu gestalten.

Transdisziplinäres Wissen kann zur Erhöhung der gesellschaftlichen Problemlösungskompetenz beitragen, sowohl auf Seiten der Wissenschaft wie auch

auf Seiten der Praxis. Die Zielrichtung transdisziplinärer Forschung ist daher eine doppelte: Einerseits liegt der Fokus auf der wissenschaftlichen Wissensgenerierung als solcher, andererseits werden Veränderungen im konkreten beforschten sozialen Feld intendiert. Die Veränderung der Gesellschaft ist zugleich ein Gradmesser für die Wirksamkeit des Wissens, das in diesen Veränderungen zur Anwendung kommen soll; gesellschaftliche Veränderung schafft überhaupt erst die Legitimation von transdisziplinären Forschungsvorhaben.

Wie bereits gesagt, werden die Bewertungskriterien für den Erfolg von transdisziplinärer Forschung gleichermaßen von WissenschaftlerInnen und PraxispartnerInnen festgelegt. Wissen ist demnach nicht nur ein abstraktes Konstrukt, sondern beschreibt auch die Qualität des Prozesses, der zum Wissen geführt hat; hinterher soll es sichtbare Verbesserungen, Hilfestellungen und Unterstützungsstrukturen geben. Das Wissen soll wirksam geworden sein. Unter Wirksamkeit wird hier eine beobachtbare und nachvollziehbare Verwirklichung des Wissens bei den Beteiligten, insbesondere bei den PraxispartnerInnen verstanden, oder anders gesagt: »Wissen ist also überall dort wirksam, wo wir individuell und kollektiv die Macht haben, Wirklichkeit, Vorhandenes nach unserem Willen und unseren Vorstellungen umzubauen. [...] Direkt wirksam ist jenes Wissen, das wir zur Wirklichkeit machen können.« (Heintzel 1997: 54). Auch seitens der ForscherInnen gibt es Wirklichkeiten, die verändert bzw. erst geschaffen werden, auch hier soll die Überschreitung von Fachgrenzen, das Experimentieren mit neuen Methoden und Vorgehensweisen und die Entwicklung von maßgeschneiderten Interventionen zur Wissensgenerierung beitragen.

WISSEN SCHAFFEN BEDEUTET LERNEN ORGANISIEREN

Es muss vorausgesetzt werden, dass in einem bestimmten Forschungsfeld PraktikerInnen und ForscherInnen gleichermaßen daran interessiert sind, ihre Organisation (oder andere soziale Formationen) besser zu verstehen, um einerseits besser handlungsfähig zu sein und andererseits bessere wissenschaftliche »Antworten« auf die Probleme in der Gesellschaft geben zu können (z.B. die Verbesserung der Betreuungsqualität in der stationären Altenhilfe; vgl. Einblick »Sorgekultur entwickeln«). Neben einem partizipativen Umgang mit den PraxispartnerInnen folgt daraus für die Wissenschaft, dass die Methoden der Wissensgenerierung dem jeweiligen Forschungsfeld anzupassen sind.

Aktives Lernen

In manchen Punkten stützt sich die transdisziplinäre Forschung auf die Forschungsmethoden der Aktionsforschung (Reason/Bradbury 2008), die in ihrer Paradigmatik kooperativ und partizipativ, selbstkritisch und selbstreflektiert sowie prozessorientiert angelegt ist (McNiff 2000). Forschungsprozesse schaffen zugleich hybride soziale Räume. Die Annahme dieser Gleichzeitigkeit rückt soziale Prozesse und deren Interdependenz mit dem Prozess der Wissensgenerierung in den Vordergrund. Der methodischen Gestaltung dieser Prozesse kommt eine zentrale Bedeutung zu. Diesem methodischen Aspekt widmen sich auch die aus der Aktionsforschung hervorgegangene Organisationsentwicklung und Prozessberatung (Schein 1988). Beide Ansätze gehen davon aus, dass Individuen und Organisationen erst entsprechende Voraussetzungen schaffen müssen, damit das »Wissen in Aktion« (Argyris 1997) kommt. Lernen betont in diesem Zusammenhang den Aspekt der sozialen Veränderung (und nicht so sehr den Aspekt der Wissensakkumulation). Das erfordert ganz spezifische Lernsettings für die beteiligten AkteurInnen. Innerhalb dieser Lernsettings verschwimmen mitunter die Grenzen zwischen Forschen und Lernen – beides bedingt einander. Spezielle Lernformen sind hier gefordert – Lernformen, die einerseits eine Verbindung von Wissen und Praxis schaffen, wie etwa »Action Learning« (Joyce 2012) oder »Organizational Learning« (Argyris 1999), und andererseits die »Organisationskompetenz« (Grossmann/Heintzel 2000) der partizipierenden PraxispartnerInnen erhöhen.

Problem der Prozesshaftigkeit

Für die Seite der Wissenschaft ist der hohe Grad der Prozesshaftigkeit des Wissens schwer handhabbar. Umso mehr ist es von Bedeutung, dass der Interventionscharakter und die Veränderungsansprüche der Wissenschaft (besonders der Human- und Sozialwissenschaften) deutlich ausgewiesen werden (Lesjak 2009). Interventionen in die Praxis bringen eine hohe Involviertheit der ForscherInnen mit sich, sie bringen sich in Beziehung mit dem beforschten Kontext und nutzen günstigenfalls diese Nähe als Informationsquelle. Hier ist die kompetente Anwendung von Methoden und Werkzeugen oft eine sehr situative Frage. Zugleich resultiert gerade aus der Prozesshaftigkeit eine besondere Qualität des Wissens, weil es einzigartig, nicht vergleichbar und nur beschränkt transferierbar in anderen Anwendungsfelder ist. Die »Verwissenschaftlichung« der Praxis ist jedenfalls eine lohnenswerte Herausforderung, weil sie zu alternativen und neuen Arten von Wissensproduktionen anregt, aber auch die Steuerung sozialer Prozesse er-

fordert. »Transdisziplinäre Forschung zielt in ihrem Kern auf die Legitimation und Etablierung von neuen Wissensformen, und zwar solchen, die durch soziale Prozesse zustande kommen.« (Heintzel 2009: 158.) Die Steuerungs- und Interventionskompetenz im Zusammenhang mit sozialen Prozessen kann als eigene Art von Wissen, als »Prozess- oder Transferwissen« (ebd.: 160) bezeichnet werden. Es hilft, dazu beizutragen, dass Forschung insgesamt ein »robustes Wissen« (ebd.: 160; auch: Nowotny et al. 2008) hervorbringt.

Robustes Wissen: erweitertes Handlungswissen und Modellwissen

Die Robustheit des Wissens hängt wesentlich von seiner Anschlussfähigkeit in den Praxisfeldern ab und wird insbesondere durch die angemessene Partizipation der PraxispartnerInnen, Betroffenen usw. sichergestellt (Wegleitner 2008). Nachhaltig wirksam ist robustes Wissen, weil es als Resultat eines sozialen Prozesses verstanden und akzeptiert wird, kritisch geprüft und in echten Problemlagen (mehr oder weniger) erfolgreich angewendet wurde. Anders betrachtet ist robustes Wissen das Ergebnis von unterschiedlichen Lernprozessen – von Lernprozessen in bzw. für die Praxis selbst und von Lernprozessen im Kontext der Wissenschaft. Im günstigen Fall sollten sowohl PraxispartnerInnen wie auch WissenschaftlerInnen von diesen Lernprozessen profitieren. Hier können zwei unterschiedliche Arten von Wissen unterschieden werden: ein »erweitertes Handlungswissen« in der Praxis und ein »modellbildendes Wissen (im Unterschied zum theoretischen Wissen in den klassischen wissenschaftlichen Disziplinen)« (Heintzel 2009: 160).

Das erweiterte Handlungswissen entsteht im Zuge der sozialen Prozesse, genauer gesagt im Rahmen der Beziehung zwischen ForscherInnen und PraktikerInnen. Wissen hat hier vor allem eine kommunikative und soziale Funktion. Die PraxispartnerInnen werden in eine aktive, mitgestaltende Rolle versetzt: Sie und ihr Verhalten werden als forschungsrelevante Datenquellen gesehen, ohne die man nicht auskommt. Ihre Partizipation im gesamten Forschungsprozess sollte möglichst umfassend sein.

Im Unterschied zum erweiterten Handlungswissen hat die Wissensgenerierung im Kontext der Wissenschaft eine modellbildende Funktion: »Modellbildendes Wissen« unterstützt die wissenschaftlichen Analysefähigkeiten und realitätsnahen Beschreibungen von gesellschaftlichen Phänomenen in Subsystemen. Es dient der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung im Sinne von Theoriebildung wie auch Methodenentwicklung. »Modellbildendes Wissen zielt darauf ab, implizites Wissen der AkteurInnen – wie Prozesse und Transfers gestaltet werden können – auf eine explizite und nachvollziehbare Ebene zu bringen und für

zukünftige Szenarien verfügbar zu machen.« (Ebd.: 161). Die Rolle der WissenschaftlerInnen liegt hier auch in der Steuerung und Moderation dieser Szenarien, wobei deren Qualität die Qualität des entwickelten Wissens maßgeblich mitbestimmt. Hier ist soziale und interkulturelle Kompetenz gefragt, letztere vor allem deshalb, weil es darum geht, unterschiedliche Disziplinen, Arbeitsmethoden und Vorgehensweisen zu organisieren, genauer gesagt: miteinander zu vermitteln (vgl. Kap. 4). Eine wichtige Qualität von transdisziplinären Forschungsprozessen ist demnach die Organisation einer gelingenden Kommunikation zwischen ForscherInnen und PraktikerInnen. Erst unter dieser Voraussetzung kann ein gemeinsamer Prozess der Wissensproduktion auf Augenhöhe erfolgen.

ERGEBNISSICHERUNG, WISSENSTRANSFER UND WIRKSAMKEIT

In diesem Sinne stellt der Prozess selbst ein zentrales Ergebnis transdisziplinärer Forschung dar. Die durch unterschiedliche Erhebungs-, Analyse- und Lernformen reflexiv initiierte Selbstentwicklung basiert auf dieser Prozessqualität. Trotzdem geht es immer auch um die Frage: »Welche inhaltlichen Ergebnisse können nun als Projektergebnisse gemeinsam festgehalten und nach außen kommuniziert werden?« Eine Ergebnisfestlegung in transdisziplinären Forschungsprojekten wird aufgrund der Beteiligung von PartnerInnen aus gänzlich unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten und insbesondere aufgrund der entsprechenden unterschiedlichen sozialen Referenzsysteme immer schwierig sein (Neugebauer 2012). Umso mehr ist die fortwährende Thematisierung dieser Frage sowie die frühzeitige inhaltliche und konsensuale Abstimmung über »die« Projektergebnisse erforderlich.

Konkrete Wirksamkeit

In transdisziplinären Projekten sollte daher die Organisation »der konkreten Wirksamkeit« der (sozialen) Vermittlungsprozesse nicht erst am Ende eines Projektzyklus (Abschluss eines Forschungsprozesses) beachtet werden. Ein Vermittlungsprozess in zwei unterschiedliche Referenzsysteme, jene der Scientific Community und jene des Praxisfeldes, macht einen höheren Ressourcen- bzw. Kommunikationsaufwand notwendig.

Inwieweit das Wissen konkret wirksam werden kann, hängt maßgeblich von der Frage ab, ob und wie es gelingt, Vermittlungsprozesse in unterschiedliche gesellschaftliche Referenzsysteme zu organisieren. Einerseits gilt es einen passenden *organisationalen Rahmen* für die notwendigen Aushandlungs- und Lern-

prozesse zu schaffen, diese zu steuern und zu strukturieren, und andererseits ist die Erzeugung konkreter Wirksamkeit des geschaffenen Wissens in der Gesellschaft durch passende Übersetzungsmaßnahmen zu organisieren.

Konkrete Wirksamkeit ist mit Blick auf das Wissenschaftssystem durch die Vermittlung von Wissen auf klassische Weise, wie beispielsweise Publikationen, Tagungs- und Konferenzbeiträge etc. noch relativ einfach zu organisieren, wenn gleich auch hier das Wissen eher in interaktiven kollegialen Settings seine Wirksamkeit entfaltet.

Geht es jedoch auch darum, in transdisziplinären Forschungsprozessen generiertes Wissen in die Gesellschaft hinein zu vermitteln (neben der Wirksamkeit des sozial intervenierenden Forschungsprozesses an sich) und damit Wirksamkeit zu erzielen, dann sind komplementäre Vermittlungs- und Kommunikationsformen erforderlich. Neben Publikationen, die sich in ihrem Sprachduktus nicht nur einem wissenschaftlichen Fachpublikum erschließen, sondern allgemein verständlich Wissen aufbereiten, erlangen hier soziale Vermittlungsprozesse eine besondere Bedeutung. So sind etwa spezifische Rückkopplungs- und Transfer-events zu organisieren, wie beispielsweise runde Tische, Tagungen oder Veranstaltungen mit den betroffenen Zielgruppe oder AnwenderInnen. In diesem Kontext kommt auch der universitären Weiterbildung eine besondere Bedeutung zu. Die intelligente Verknüpfung von Forschung und Weiterbildung ist ein konstituierendes Element eines solchen Wissenstransfers in die Gesellschaft. Es charakterisiert auch ein spezifisches Bildungsverständnis. Die Lehr- und Lernphilosophie solcher Weiterbildungslehrgänge bezieht sich vor allem auf die Anleitung zu einer theoretisch und praktisch relevanten Reflexion von Praxis. Dadurch stimulierte das eingebrachte Wissen von (transdisziplinärer) Forschung die Lehrgänge und regt wiederum weitere transdisziplinäre Forschung an.

Über diese Form der Weiterbildungsforschung und die Verankerung der, meist in etablierten oder leitenden beruflichen Rollen befindlichen, LehrgangstudentInnen in Bereichen der Organisation von Public Goods, wird Wissen unmittelbar in die Praxis übersetzt und dadurch direkt in die Gesellschaft »getragen«.

RESÜMEE UND AUSBLICK

In der transdisziplinären Forschung geht es um die prozesshafte Generierung von Wissen und um die Organisation von Interventions- und Entwicklungsprozessen, welche die gesellschaftliche Aushandlung von und den kollektiven Umgang mit gesellschaftlichen Problemlagen, ihren Ambivalenzen, Unsicherheiten usw. in-

kludieren. Es geht um die prozessorientierte Schaffung von Wissen, es geht um die Erhöhung von Problemlösungskompetenzen und die Erweiterung von Entscheidung- und Handlungsspielräumen. Letztlich geht es also darum, für die Beteiligten Orientierung zu schaffen, gleichzeitig aber nicht Unsicherheiten und Ambivalenzen einzuebene, sondern angemessene individuelle und kollektive Umgänge der Problembearbeitung zu fördern.

Damit der Wissensproduktionsprozess als horizontaler Wissens-, Lern- und Austauschprozess zwischen den Projektpartnern (Wissenschaft, PraxispartnerInnen, Betroffenen) gelingen kann, braucht es einen Rahmen, auf den sich alle Beteiligten einlassen können, in dem Vertrauen entstehen kann und Interessen gleichrangig vorgetragen werden können. Transdisziplinäre Forschungsprozesse stellen einen solchen Rahmen dar.

Die Akteure des Wissenschaftssystems moderieren diesen Prozess, werten aus und entwickeln gemeinsam und auf Augenhöhe mit den PraxispartnerInnen robustes, praxis- und alltagsrelevantes Wissen. Die Wirksamkeit des Wissens wird nachhaltig gesichert, indem eine adäquate Beteiligung von Betroffenen und Stakeholdern im Forschungsprozess hergestellt wird.

Zunehmend zeigt sich, dass transdisziplinäre Forschungsprozesse und damit das generierte Wissen insbesondere auf organisationaler Ebene große Wirksamkeit entfalten (vgl. Einblick »Nachtstellenmanagement«). Fragen der nachhaltigen Entwicklung im Umweltbereich, der Organisationsreform öffentlicher Leistungen oder der Entwicklung einer palliativen Versorgungskultur am Lebensende sind jedoch auf gesellschafts-, umwelt- und sozialpolitischer Ebene zu verhandeln. Sie sind in Räumen der Wechselwirkung zwischen Politik, Stakeholdern des jeweiligen gesellschaftlichen Problembereiches, den Betroffenen und der Zivilgesellschaft verortet. Es gelingt dann, transdisziplinäres Wissen zu schaffen, wenn der Prozess in einen gesellschaftspolitischen Rahmen eingebettet ist, der dazu geeignet ist, das jeweilige gesellschaftliche Problem zu bearbeiten. Im transdisziplinären Forschungskontext kommt daher der Frage nach der passenden Organisationsfigur (Mayntz/Scharpf 1995; Scharpf 2000; Mayntz 2010) eine zentrale Bedeutung zu. Unter Organisationsfigur verstehen wir eine Koordinationsform der systemübergreifenden Zusammenarbeit gänzlich unterschiedlicher AkteurInnen (Neugebauer 2012). Interessantes Gestaltungsvermögen entsteht dabei durch die Fokussierung auf die »Möglichkeiten der kollektiven [...] Regelung öffentlicher (gemeinsamer, gesellschaftlicher) Sachverhalte« (Mayntz 2009: 13). Damit wäre auch ein spezifischer, »handlungsermöglichender« Raum eröffnet, in dem gesellschaftliche Akteure aus gänzlich unterschiedlichen Systemen kommunizieren und miteinander in vertikale und horizontale Beziehungen treten und Wissen schaffen können.

Der transdisziplinäre Prozess der Wissensproduktion als ein solcherart gestalteter Raum fördert die beschriebenen gesellschaftlichen Aushandlungs-, Lern- und Entwicklungsprozesse. Die Initiierung und Ermöglichung solcher Räume und Foren, in denen Wissen geschaffen wird, sollte demnach auch von der Politik offensiv betrieben und im besten Fall als eine Form des »(Network) Governance« organisiert werden (Warner/Gould 2009: 147).

Transdisziplinäres Schaffen von Wissen im Rahmen einer solcherart gestalteten Governance fördert zivilgesellschaftliche Partizipation und Demokratisierung. Ein solcher Prozess stellt einen wichtigen Baustein dar, der die initiierten Austausch- und Wissensgenerierungsprozesse und deren Ergebnisse in die unterschiedlichen gesellschaftlichen Referenzsysteme übersetzen hilft und damit praxisrelevante Wirkung entfaltet (Wegleitner 2012).